

Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt
Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Band: - (1911)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ST. ELISABETHS.
≡ ROSEN ≡

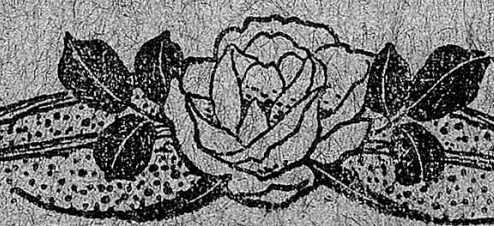
HERAUSGEGEBEN VOM
SCHWEIZ. KATHOLISCHEN
FRAUENBUND

DER KATH. FRAUENZEITUNG
TUCHS MEUE FOLGE

LUZERN. DRUCK UND
VERLAG: RABER & CO

1911

Heft 6



Erscheint monatlich.

16. Juni 1911.



Das Alter der Erstkommunikanten

Wir empfehlen den Eltern von Erstkommunikanten folgende orientierende Schriften:

Springer,
Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Die zeitige und häufige Kommunion der Kinder nach dem neuen Dekret Pius X. Fr. 1.-

Gatterer,
Die Erstkommunion der Kinder.

Die Kommunion-Dekrete Pius X., erläutert für Priester und Volk. Fr. 1.-

Kirchen-Paramente

in reichster Auswahl
empfehlen

Räber & Cie., Luzern

Junge Töchter,

welche sich dem Missionsberufe für Schule u. Krankenpflege in den Vereinigten Staaten Nordamerikas widmen möchten, erhalten Auskunft, Prüfung u. Vorbereitung auf ihre Tätigkeit durch die Oberin des

St. Josephs-Asyl
Einsiedeln (Schweiz).



das beste aller
Schuhganzmittel

SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHÜLER & CIE

Dank

seiner ausgezeichneten, stets gleich bleibenden Qualität hat sich Singers Hygienischer Zwieback auf dem Markte den ersten Platz erobert.

Singers Hygienischer Zwieback ist unentbehrlich für Magenleidende, leistet vorzügliche Dienste im Wochenbett und in der Kindereinnahrung.

Verzollt vielfach empfohlen und verordnet.

In Orten, wo nicht erhältlich, schreiben Sie direkt an die Schweiz, Bretzel- und Zwieback-Fabrik Gb. Singer, Basel.

Buch der Wünsche.

Eine Sammlung von Gelegenheits-Gedichten und Glückwünschen für Schule und Haus von **Sedwig Dransfeld.**

Enthält Neujahrsgrüße, Namenstags- u. Geburtstagswünsche, Festaufführungen, Vollerabend- und Hochzeitgedichte, Willkommen- u. Abschiedsverse, Jubiläums-Gedichte, Stammbuchverse u. u.

Preis 75 Cts., geb. Fr. 1.25

Breer & Thiemann
Verlag, Samin, Weiffal.

Zu beziehen durch
Räber & Cie., Luzern.

RÄBER & CIE BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG

Ecke Franken-Morgartenstrasse
Filiale: Kornmarktgasse

LUZERN

Bücher aus allen Wissensgebieten — *Fach- und Standesschriften* — *Unterhaltungslektüre* — *Reiseliteratur u. Kartenwerke* — *Andachtsbücher* — *Feine Devotionalien*

Die Buchdruckerei empfiehlt sich für rasche und billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Papierhandlung en gros und detail — Alle Artikel der Schreibwarenbranche

Kirchenkerzen

Wachsrodel

vorrätig bei

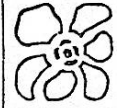
Räber & Cie., Luzern

St. Elisabeths-Rosen

Monatschrift für die christliche Frauenwelt
Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes



Redaktion: Anna Winistörfer.



6. Heft | Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr | 1911

Pfingstgruß.

Frühlingspracht und Geisteswehen,
Keiner weiß, woher, wohin,
Und ein trosterfülltes Flehen
Wird erweckt in meinem Sinn:

Wie der Lenz mit lichten Spenden
Überall die Erde schmückt
Und das Kind auf Vaterhänden
Froh vom Baum die Blüte pflückt,

Bet' ich, daß der Geist dich trage
Durch den Garten dieser Zeit
Und du pflückest alle Tage
Blumen der Unsterblichkeit.

O. H.





Christus der Befreier des Weibes.

Von A. Bl.

Da ist nicht Jude noch Grieche,
nicht Knecht noch Freier, nicht Mann
noch Weib, denn alle seid ihr Einer
in Christus. Galater 3, 28.

Wer erfährt die Tiefe dieses Wortes? Mancher ehrliche Christenmensch mag leicht darüber hinweglesen und denken: das versteht sich doch wohl von selbst, daß im Christentum das Weib ebenso wertvoll ist wie der Mann, der Diener so angesehen in den Augen Gottes wie der vornehme Herr. Wenn du so sprichst, so zeigst du, daß nach dieser Richtung dein Geist imprägniert ist vom Geiste Christi. Du zeigst aber auch, daß du nicht denkst, wie die allermeisten Menschen aller Zeiten und aller Orte, ja, wie alle nichtchristlichen Menschen gedacht haben. Der Völkerapostel stellt das Weib auf die gleiche Wertstufe mit dem Manne und zwar um Christi willen, d. h. weil Christus es so gehalten und gelehrt hat. Ist aber das Weib in den Augen des Erlösers gleichwertig mit dem Manne, so ist es das notwendigerweise auch in den Augen der Erlösten, der Christusjünger, und muß auch diesem Grundsatz entsprechend behandelt werden.

Wer vor 2000 Jahren diese Behauptung ausgesprochen hätte, der wäre als Attentäter am menschlichen Geschlechte taxiert worden; im günstigeren Falle würde man ihn als verrückt erklärt und zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Irrenanstalt verbracht haben. Jedermann weiß, was das Weib in der vorchristlichen Welt war: in erster Linie ein Werkzeug der Wollust; sodann ein Last- und Arbeitstier; als solches ein unedleres Geschöpf, das ungefähr so weit vom Vollmenschentum entfernt war, wie der Sklave von dem Freien. Wahr ist, daß es nicht bei allen Völkern gleich verachtet war. In Griechenland und Rom gelang es der Frau sogar zeitweilig, eine gewisse Achtungsstellung neben dem Manne einzunehmen. Aber auch so blieb

sie minderwertig und war rechtlos allen Intrigen ausgesetzt: Cato und Cicero, die zwei sittenstrengsten Römer, verstießen ihre Frauen — und zwar hochedle Frauen — aus nichtiger Ursache, andere tauschten sie auf beliebige Zeit mit ihren Freunden aus. Und doch stand das Abendland in der Behandlung des Weibes voran, viel schlimmer war es damit je und je im Orient bestellt. Das germanische Weib ist eine wahre Fürstin gewesen im Vergleich mit ihren dunkeln oder schwarzen Schwestern Asiens und Afrikas. Aber daß das Weib dem Manne ebenbürtig sei, — über diese Behauptung würde doch auch der schwarzäugige Mann am Tiber und der blauäugige an der Weser — ich weiß nicht, ob mehr gelacht oder mehr gezürnt haben.

Bei der Großzahl der Völker war die Frau eine Ware, mit der in feinerer oder gröberer Art Handel getrieben wurde; wo das Christentum nicht herrscht, ist dies zur Stunde noch der allgemein gültige Zustand. Nirgends dachte man daran, daß sie ebenso bildungsfähig sei wie der Mann, und so wurde sie denn auch nicht gebildet: „Das Weib hat keine Seele“, sagt der Alttürke am Goldenen Horn. Welche Erniedrigung ist in dem einzigen Worte „Vielweiberei“ ausgesprochen!! Selbst ein König David, den die Bibel wegen seinen außerordentlichen Geistes- und Herzensgaben so hoch erhebt, hielt sich Haufen von Weibern, wie jetzt ein Landmann sich eine Herde von Schafen hält, und sein Sohn Salomon, dessen Weisheit bis an die Grenzen der Erde drang, ging an dieser Haremswirtschaft zugrunde. Und wie das nichtchristliche Weib keinen Rechtsschutz hat auf Erden, so hat es auch in seiner Unbildung keinen übernatürlichen Trost und keine Hoffnung auf das Jenseits. Der Mohammedanismus kennt nur diese Erlösung für die Frau, daß es ihr durch sklavische und willenlose Unterwerfung unter den Mann gelingt, in der andern Welt als — Mann geboren zu werden!

Und nun kommt das Evangelium und proklamiert auf Grund der Erlösung, die durch Christus geschehen ist, die Freiheit des Weibes, denn es proklamiert die Ebenbürtigkeit desselben mit dem Manne. Hat Gott in Christus die verachtete und geknechtete Frau ebenso sehr geliebt wie den Mann; ist das Blut Christi für sie ebenso gut geflossen wie für den Mann; ist sie durch den Glauben ebenso gewiß eine Teilhaberin des „Erbteils der Heiligen im Licht“ wie der Mann, — so ist es selbstverständlich, daß der Mann sie auch im irdischen Leben danach zu werten, zu ehren und zu behandeln hat.

So zwingend und einleuchtend nun diese Schlußfolgerung an sich ist, so bedeutet sie in Wirklichkeit doch eine der größten gesellschaftlichen Umwälzungen, welche das Menschengeschlecht durchgemacht hat, eine Revolution, die noch tiefgreifender ist, als wenn der nämliche Apostel sagt: Hier ist weder Sklave noch freier Mann. Selbst ein Aristoteles, nach Plato das größte Genie des Altertums, hält es für den Untergang der Welt, wenn die Sklaverei aufgehoben würde. Und er hatte im gewissen Sinne recht: die Menschen mußten sich gewissermaßen umdenken, sie mußten ihr ganzes Erdendasein anders einrichten, wenn es ohne Sklaven gehen sollte.

Wie aber diese Revolution — ich meine die Emanzipation der Sklaven — sich nur langsam und unter ungeheuren Schwierigkeiten vollzog, so daß fast zwei Jahrtausende darüber vergehen mußten, bis die christlichen Völker mit diesem Satze des Evangeliums Ernst machten, so ist es auch mit dieser glückseligen Revolution, die das Christentum in die Welt gebracht hat, als es verkündete: Hier ist nicht Mann noch Weib. Und könnte sich etwa die Menschheit von heute schmeicheln, das angestrebte Ziel voll und ganz erreicht zu haben? Hunderttausende von Frauen leben zur Stunde — nicht im Innern Afrikas, sondern mitten in der europäischen Kulturwelt — in so unnötig grausamen Zuständen und sind derart des christlichen Rechtsschutzes beraubt, daß der moderne Staat noch viele Jahrzehnte hindurch Arbeit genug haben dürfte, um den Schutt aller Vorurteile, die der endgültigen Befreiung des Weibes entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen. Noch vor fünfzig Jahren durfte ein Mann wie Schopenhauer die Frau als eine Art Mittelding zwischen Kind und Mann taxieren, Vollmensch sei eigentlich nur der Letztere und es genüge, daß die Mädchen zur Unterwürfigkeit erzogen werden!!

So viel ist schon aus dem Bisherigen klar, daß der Apostel seinen titanisch kühnen Satz auf die Autorität — nein, sagen wir lieber: auf das Erbarmen Christi stützt. Und so wird es angezeigt sein, das Auge darauf zu richten, wie sich der Heiland gegenüber den Frauen verhalten hat.



(Schluß folgt.)

Herz Jesu, aller Herzen Sonne.

Wenn ein Strahl aus dunklen Nächten
Durch die finstern Wolken bricht —
Tubelt auf verjüngt die Schöpfung
In dem neugebornen Licht.

Doch — was ist die ird'sche Sonne?
 Ach — ein schwacher Widerstrahl,
 Der von ewiger Lichtesfülle
 Sich auf diese Erde stahl.

Nur ein Tropfen aus dem Meere,
 Abgrundtief und uferlos.
 Nur ein Funken von dem Feuer
 Aus der ewigen Liebe Schoß.

Urquell alles Himmelslichtes,
 Aller Sonnen Kraft und Sein,
 Ist das Herz des Gottes Sohnes,
 Ist sein heil'ges Herz allein.

Dieses Herz ward uns gegeben
 Mit dem teuren Gotteslamm.
 Dieses Herz, es ward durchstoßen
 An dem blut'gen Kreuzesstamm.

Alle schauen voller Ehrfurcht
 Zu dem Herzen jetzt empor.
 Denn es ist der Quell der Gnade,
 Denn es ist des Himmels Tor.

Leuchte ist es jedem Pilger
 Auf der rauhen Lebensbahn.
 Lichtumflossen, kraftdurchdrungen,
 Steigt er mutig himmelan.

Wachstum schenkt es jeder Seele,
 Die als Gottespflanze lebt.
 Deren Sehnen, deren Ringen
 Nur nach diesem Lichte strebt.

Darum auf, ihr Menschenherzen!
 Auf — zu r S o n n e — himmelwärts!
 Aus der Erde Niederungen
 Auf — empor — zu Jesu Herz!

Ein Fronleichnamsfest.

Von Elsbeth Düfer.*)

Ein sonniger Junimorgen grüßte die schöne Welt. Vor den Strahlen der Sonne schwanden die weißen, wallenden Nebel, die schwerfällig über die taufrischen Wiesen dahinhüschten. Es war ein Freudentag der Natur und ein Ehrentag der Kirche zugleich — das hochheilige Fronleichnamsfest. Das Dörfchen war schon gerüstet, seinen Herrn bei seinem heutigen Durchgange zu empfangen. Freundlicher blickten die roten Ziegeldächer aus grüner Umgebung, heller blinkten die blanken Fenster mit ihren schneeweißen Vorhängen. Die Kinder erwarteten froh die Stunde der Prozession, denn auch sie waren heute wichtige Personen. In besonderer Weise galt heute die Einladung des göttlichen Kinderfreundes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht.“ In ihren leuchtenden Kleidern erhöhten sie die allgemeine Feststimmung.

Dort, wo am äußersten Ende des Dorfes drei alte Buchen einen schattigen Platz bildeten, war ein Altar aufgeschlagen. Frauen waren noch damit beschäftigt, weiße Tücher darüber auszubreiten und Riesensträuße von Feld- und Gartenblumen neben dem Kreuzifix zu ordnen. Gegenüber, auf der andern Seite der Dorfstraße, lag abseits von den übrigen Häusern das Armenhaus des Ortes, Eigentum des Klosters, welches jetzt verlassen inmitten des Dorfes lag wie eine alte Erinnerung an schönere Zeit. Ein verwittertes, steinernes Muttergottesbild stand über dem Eingange des Häuschens, das wie seine wenigen Bewohner alt und einsam in der Welt stand. Ein junges Leben war indessen noch darin zu finden, ein kranker Knabe, ein armer Krüppel, der sich redlich durchgeschlagen hatte, bis die böse Krankheit ihn zwang, sein Gewerbe ruhen zu lassen. Als Kind der Gemeinde gönnte man ihm ein Plätzchen in dem Hause der Armut, zumal seine Krankheit ihn bald auf immer der Sorge der Gemeinde entheben würde. So hatte denn das „Johanneschen“ das kleinste Zimmerchen bezogen, hatte müde seinen Hausiererkasten von den schwachen Schultern gestreift und sich niedergelegt mit der fast frohen Bemerkung: „Jetzt geht es bald heim!“ Er wußte, daß er bald sterben werde. Er hatte Vater und Mutter nie gekannt und wurde von der Gemeinde erhalten,

*) Aus „Tante Elsbeths Erzählungen.“ Schnell'sche Buchhandlung, Warendorf i. W.

bis er der Schule entwachsen war. Still war er seinen einsamen Lebensweg gewandert — still und fromm. Jeder hatte das Johanneschen gern, wie man überhaupt in der Welt einen Unglücklichen gern haben kann. Mitleid und Achtung vor dem stillen Kreuzesträger und ab und zu ein gutes Wort war sein Anteil an dem irdischen Glück gewesen. Jetzt ging es nicht mehr. Seit Wochen hatte der Husten ihm so zugesetzt, daß seine Kraft schwand. Sein einziger Gedanke war das Fronleichnamsfest, sein Wunsch, es auf Erden nochmals feiern zu können, er war erhört worden. Heute, in aller Frühe, hatte er seinen Heiland in der heiligen Kommunion empfangen, und er wollte ihn nun im Geiste begleiten auf seinem Triumphzuge durchs Dorf, wie er es in früheren Jahren getan zur Erbauung aller, die ihn sahen. Schon klangen von anderen Dörfern herüber die festlichen Kirchenglocken. In harmonischen Weisen erzählte ihr Jubelgesang der lauschenden Natur von Gottes unendlicher Güte. Unser Johanneschen horchte auf die festlichen Klänge. Wie wohl war es ihm heute, wie feierlich in seinem Herzen! Der böse Husten plagte ihn nicht mehr, nur müde war er, so müde! Behutsam trat Mutter Gertrud herein und fragte, ob sie ihn allein lassen dürste, um an der Prozession teilzunehmen. Schwach winkte der Kranke mit der dürren Hand, daß sie gehen könne; er hatte ja keine Wünsche mehr. Einsam lag der Dulder, nur die schweren Atemzüge waren vernehmlich in der öden Kammer.

Durch das offene Fenster drangen jetzt verworrene Töne ins Krankenzimmer. Die Prozession nahte. Selig lauschte das Johanneschen. Wie oft hatte er mit seiner rauhen Stimme das „Kommet, lobet ohne End“ mitgesungen. Es war sein Lieblingslied gewesen. Immer näher kam die Schar und machte Halt bei dem gegenüberliegenden Altare, andächtige Menschen sanken anbetend in die Knie vor dem gegenwärtigen Heiland.

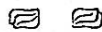
Jetzt erhob der Pfarrer das Allerheiligste zum Segen; die hellklingende Schelle gab das Zeichen. Und der Herr segnete seine Gemeinde und vergaß auch nicht seinen treuen Diener dort oben im Krankenstübchen des Armenhauses. Die wachsblassen Hände hielt er über der franken Brust gefaltet, ein mattes Lächeln huschte über das todesstarre Gesicht des Sterbenden, wie ein Sonnenstrahl über eine öde Winterlandschaft.

Weihrauchwölkchen zogen herein durchs offene Fenster wie Abgesandte des im Sakramente vorübergehenden Gottes, wie lichte

Engelchen, die herabgestiegen waren, um eine Seele in den Himmel zu holen. An der Zimmerdecke, die weiß getüncht war, zeigten sich die Schattenbilder der vorbeiwallenden Prozession, die mit wehenden Fahnen weiterzog. Wie gebannt waren die unheimlich großen, erloschenen Augen des Sterbenden nach oben gerichtet, als sähen sie schon ein überirdisches Bild. Jetzt sangen die frommen Waller weiter:

„Gib uns an dem letzten End'
Das hochheil'ge Sakrament,
Und nimm sterbend uns're Seelen
Auf in deine Händ'.“

„Auf in deine Händ'!“ hauchten ein paar erkaltende Lippen, und ein armes Menschenherz hatte den letzten Schlag getan.



Hochwasser.

Eine wahre Begebenheit.

Das kleine Häuschen unten am Waldrande schaut mit seinen hellen Scheiben freundlich ins Tal hinab. Es birgt eine große Familie, arm an irdischen Gütern; aber mit reichem Kindersegen. Das ist der Eltern Ehre und Glück. Briefträger ist der Vater im großen Dorfe drunten und bringt so Frau und Kinder ehrlich durch die Welt. In seinem Weibe besitzt er einen wahren Diamant an Herzensgüte und Fröhlichkeit. Es macht ihm das Leben sonnig und schön. Er hätte auch wahrlich mit keinem Fürsten getauscht. In seinen Augen ist Lena immer noch die schönste und begehrenswerteste Frau weit in der Runde, noch eben so schön und begehrenswert, wie damals vor 20 Jahren, als der alte Vater Joe sie getraut. Zeno war als Knabe und Jüngling Altardiener und Knecht bei den Vätern Kapuzinern. Sie erkannten seine Fähigkeiten und gaben ihm deshalb gerne weiteren Unterricht in den Elementar-Fächern und verhalfen ihm so zu der gut bezahlten Briefträgerstelle. Zeno liebte und verehrte die Patres und beriet sich in allen Zweifeln mit ihnen. Auch seinen Herzensbund mußten sie segnen, die Erlaubnis dazu war ihm vom Seelsorger des Ortes gerne erteilt worden. Schon lange bewohnte er das kleine Häuschen in der Nähe des Klosters, und er hatte immer Fühlung mit dessen Bewohnern.

Sein Beruf ist ihm lieb geworden und befriedigt ihn. Ohne ein Träumer zu sein, hat er auf seinen weiten, einsamen Gängen so viel zu denken und zu sinnieren, daß ihm die Zeit nie zu lange wird.

Nur heute wills ihm nicht behagen. Ein schwerer Alp lastet auf seinem Herzen. Das ist das gräuliche Unwetter, das schon seit gestern eingesezt und noch immer nicht aufhören will. Es regnet sündflutartig aus den schweren, grauen Wolken. Die Bergbäche schwellen an, jeder kleine Bach wird zum Fluß. Es ist Sommerszeit. In den obern Luftschichten weht der Föhn, der im Verein mit dem warmen Regen gewaltige Massen des Alpenschnees schmilzt, die ohnehin großen Wassermassen noch vermehrend.

Heute möchte er lieber daheim sein, bei seinen Lieben, statt seiner Pflicht nachzugehen. So bange ist ihm zu Mute.

Er schilt sich selbst darob, und trabt im strömenden Regen mutig weiter. Das hindert ihn aber nicht, sein Heim mit bangen Blicken zu betrachten, wenn er es aus der Ferne sieht. Hart an den Bannwald geschmiegt, kommt es ihm heute wie schutzfliegend vor. „Flausen“, meint er beruhigend zu sich selbst. „Was soll meinen Lieben geschehen? Wir sind in Gottes Hand. Schon manchmal freilich hat der Bannwald dem Dorfe böß mitgespielt. Das ist aber schon recht lange her, der gewohnte Rüsenzug geht weiter nördlich dem Talboden zu. Ich habe nichts zu fürchten.“

Er hat heute Nachtdienst und muß auf der Post bleiben. Es regnet weiter und aus dem Bannwald tönt lautes, unheimliches Rauschen. Die Nacht bricht herein, schauervoll, ahnungschwer.

Droben im idyllischen Häuschen mit den rosenumspinnenen Fenstern ist man frühzeitig zur Ruhe gegangen, Mutter Lena hatte kein leichtes Tagewerk hinter sich. Für 13 Kinder auch nur die nötigste Kleidung zu beschaffen, braucht viel Fleiß und Geschicklichkeit. Wenn sie sich zum Nähen niederließ, krappelten die beiden Jüngsten schnell auf ihre Kniee und liebkosten sie mit den drallen Armechen. „Mutter singen“, baten die kleinen Schnäbelchen und gaben nicht Ruhe, bis Mutter eines ihrer fröhlichen Liedchen sang.

Manchmal hatte Frau Lena bekümmert aufgebliazt und geseufzt: „Der arme Vater, der bei diesem gräßlichen Wetter seine weiten Gänge machen muß. Kinder, wir wollen ihn seinem Schutzengel empfehlen.“ Als die Schlafenszeit kam, jammerte sie für die Armen, die diese Nacht gezwungen wären, im Freien zu sein, für Priester und Aerzte, denen

die Pflicht gebiete, auch die nächtlichen Schrecken nicht zu scheuen, falls sie gerufen würden. Sie hätte es gern gesehen, wenn Zeno diese Nacht bei ihnen daheim hätte bleiben können. Aber gefürchtet hat sie sich nicht, ob auch die Wildbäche ihr drohend Lied sangen. Nach verrichtetem Nachtgebet begaben sich Mutter und Kinder ins Bett, zum friedlichen Schlaf. Kurz nach Mitternacht ist's, daß die Mutter aufgeweckt wird durch ein furchtbares Getöse. Sie springt zur Türe, reißt sie auf und o Entsetzen! — Zu beiden Seiten des Hauses wogt ein Strom vorbei, sich wieder überstürzend. Todesangst beklemmt einen Augenblick ihr Herz. Ein einziger furchtbarer Schrei, wie der eines totwunden Tieres. Dann schlägt sie rasch die Türe ins Schloß und eilt zurück zu ihren Kindern voll Mutterliebe und Sorge. Schnell weckt sie alle aus dem Schlummer, kleidet sie an und versammelt alle in der Stube. Die beiden Kleinsten nimmt sie schützend in ihre Arme und die andern umringen sie.

„Betet Kinder“, spricht sie, „wenn Gott nicht ein Wunder tut, müssen wir alle sterben.“ Sie fallen auf die Kniee und beten in Herzensangst mit aufgehobenen Händchen: „Gott sei uns gnädig — Gott sei uns barmherzig — Gott verzeih uns unsere Sünden. Maria, Zuflucht der Sünder, bitt' für uns, steh' uns bei in Todesnot!“

Draußen tost und tobt es weiter, wie wenn alle Geister der Unterwelt entfesselt wären.

Nochmals geht die Mutter zur Türe und will versuchen, mit ihren Lieben zu fliehen. Keine Rettung ist möglich bei dieser stockfinstern Nacht. Der Abhang ist steil, die Wasser rasen unaufhaltsam näher und näher.

Sie verzweifelt nicht. Todesmutig geht sie zurück zur weinenden Schar und spricht ruhig zu den jungen Leben: „Kinder betet Reu und Leid und befehlt Gott Eure Seelen. Unser letztes Stündlein ist gekommen.“ Die beiden Kleinen umklammern müde ihren Hals. Sie haben keine Furcht vor dem Sterben, warum auch! — Nur schlafen möchten sie in ihren Bettchen und morgen wieder spielen.

Da, ein Krachen und Bersten des Gebälkes, ein einziger Aufschrei, die stürzende Schuttmasse deckt 14 blühende Leben zu, die Mutter mit 13 Kindern.

Drunten im Dorfe werden die Schläfer durch ein fürchterliches Getöse aufgeschreckt. Alarmhörner rufen die Feuerwehrmänner zu-

sammen. So rasch es die Dunkelheit erlaubt, wird der Unglücksstelle zugestrebt. Welch ein Anblick! — statt des zierlichen Häuschens eine übereinander getürmte Schuttmasse, ein umgestürztes Dach und einige Balken. Zwischen den Trümmern ein schmutzig gelber Bach.

Kinderstimmen ertönen wie aus dem Grabe. Die Wehrmänner graben und schaufeln nach Kräften, und als die Morgendämmerung hereinbricht, geben sie zwei kleine Knaben dem Leben zurück, die kaum wissen, wie ihnen geschehen ist.

Vater Ziegler steht unter der Rettungsmannschaft, stumm und tränenlos. Aber wer ihn beobachtet, kann am Zittern seiner Lippen, am starren Blick erraten, was in diesem gequälten Herzen vorgeht. Mit aller Kraft schaufelt er Schutt weg, Schaufel um Schaufel.

Die beiden kleinen Knaben legt man in seine Arme. Da reckt er sich auf und umschlingt sie mit einer Liebe und Hefigkeit, daß die Kleinen laut aufschreien. Die ersten erlösenden Tränen rollen über seine Wangen und ein Stöhnen kommt aus seiner Brust, wie wenn ein körperlicher Schmerz ihn fast erwürgte.

Man gräbt weiter und erlöst die zweitälteste Tochter Anna ihrem schrecklichen Gefängnis. Ihre Hilferufe sind das einzige Zeichen, daß noch jemand von den Verschütteten lebt. Der Kopf und der rechte Arm sind frei, sonst ist ihr ganzer Körper zwischen Gebälk und Trümmer eingepreßt. Der Rücken ist gebrochen und die Brust eingedrückt.

Man trägt sie mit den zwei kleinen Brüderchen ins Spital zur sorglichen Pflege. Das junge Mädchen ist trotz gräßlicher Schmerzen beim vollen Bewußtsein. Sie erzählt klar und einfach, wie alles gekommen, wie Mutterliebe und Muttersorge bis zum letzten Augenblicke sie umgaben.

Mit rührender Andacht empfängt es die heiligen Sterbsakramente und schlummert dann hinüber ins Land der Seligkeit.

Doben gräbt man rastlos weiter, in der Suche nach den Verschütteten, Vater Ziegler allen voran. Fast wird es wieder Abend, bis nach und nach alle die elf Leichen, die Mutter mit zehn Kindern dem Massengrab enthoben und an das Tageslicht befördert werden. Traurig entstellt sehen die Leichen aus, am traurigsten die Mutter mit ihren zwei Kleinsten in den Armen. Und dennoch ist es wirklich erhehend, den Ausdruck mütterlicher Sorge und Liebe selbst noch auf dem im schrecklichen Tode erstarrten Gesichte zu sehen.

Auf einem der Steine, die die Küße gebracht, sitzt ein einsamer Mann. Er stützt sein Haupt in beide Hände und starrt vor sich hin. Außerlich ist er ruhig, wie eine vordem schöne, gesegnete Landschaft, über die der Sturm geraust und die nun verödet ist. Was in seiner Seele vorgeht, weiß nur Gott. Wie ein Pater Kapuziner, vom nahen Kloster zu ihm tritt und ihn einladet, mitzukommen, erhebt er sich schwankenden Fußes und erwidert tonlos auf dessen aufmunternde Worte: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen.“ Dann verläßt er mit ihm die Stätte seines ehemals so fröhlichen Heimes, die Stätte seines Glückes.

Das Leben nimmt weiter seinen Lauf. Die Sonne scheint so golden und froh, als wäre nichts geschehen. Sie bestrahlt auch das Trümmerfeld, mit den da und dort herausragenden Balken, und dem weißen Rosenstock, mitten in der Verwüstung. Lieblosend umspielt sie den bleichen Mann, der dort an einen Balkenstrunk sich lehnt und hinabschaut auf den Friedhof, auf die lange Grabreihe, die sein Liebstes birgt. Er verzweifelt nicht und flucht nicht seinem traurigen Geschick. Als christlicher Held erträgt er sein schweres Los. Mut und Kraft findet er im Gebet und im Brote der Starken. Ueber allem leuchtet wie ein Stern die feste Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seinen Lieben im Himmel.

Carola Deringen.



Aphorismen.

Die Frau ist zur Vesta oder Priesterin des Hauses, nicht zur Ozeanide des Weltmeeres bestimmt.

Jean Paul.

Es gedeiht auch einzig in Beschränkung, in strenger Zucht die Frau zum Glück des Hauses.

Raupach.

Die Frau, die ihren Mann nicht beeinflussen kann, ist ein Gänschen; die Frau, die ihn nicht beeinflussen will — eine Heilige.

Marie von Eschenbach.



Das verhängnisvolle Grammophon.

Erzählung von Sylvia.

(Fortsetzung.)

Seit Martin ins Konvikt gezogen, wurde es ziemlich ruhiger und eintöniger im Hause der guten Fräulein Bertine. Von Zeit zu Zeit kamen jedoch die Kinder der Witwe Waldegg, natürlich um ihr

Grammophon zu hören, auf Besuch. Um so lebhafter gestalteten sich jedoch die Vakanzmonate, in denen Martin nicht ohne Freunde wiederkehrte, die alle bald die Güte und Gastfreundschaft seiner unerschöpflichen Tante erfuhren und auch ausnützten. So vergingen mehrere schöne Jahre. Flora war nun vollends zur anmutigen Jungfrau herangeblüht, und Martin ergab sich ernstlichen Studien. In seinem Benehmen prägte sich immer mehr die Eigenart seines verstorbenen Vaters aus, ein weiches Gemüt, das aber plötzlicher, heftiger Aufwallungsfähig war. Für gewöhnlich war er wortkarg, in sich gefehrt, am glücklichsten hinter seinen Büchern, über denen er selbst das Essen vergaß. Mit seinem Freunde Hermann Santschi hatte er nunmehr die nahe Universität bezogen und teilte mit demselben das nämliche Kosthaus. Better Johannes, der Advokat, der dort selbst seine langjährige Praxis ausübte, hatte seine Freude an den jungen Leuten und nahm sie auf seinen Spaziergängen und kleinen Reisen gerne mit. Einmal — als die beiden Studenten — die in ihrem Charakter grundverschieden, vielleicht gerade durch die frappanten Gegensätze einander näher gebracht — wieder von Better Johannes zurückkehrten, meinte Hermann: „Man darf dir ordentlich Glück wünschen, Martin, zu deinen guten Verwandten! Dieser Better Johannes ist ein Prachtsmensch! wohlhabend — sparsam — so viel ich sehe und dabei doch liebenswürdig gefällig und erst deine unerschöpfliche Tante, die hinterläßt dir einmal ein prächtiges Haus, sapperlot! und gar dazu — eine Braut — wenn du geschickter bist!“ Er lachte fast überlaut. „Du irrst“, entgegnete gemessen Martin, der Hermanns Sympathie für Flora längst genug bemerkt hatte, „du irrst, Fräulein Bertine ist nicht eigentlich meine Tante. Sie war die Cousine meiner verstorbenen Mutter und ihr schönes Haus dürfte wohl ihre Nichte einst als Erbteil erwerben. Uebrigens ist mir nicht um eine Erbschaft zu tun. Better Johannes und Tante Bertine haben bereits so viel für mich geopfert, daß ich einmal in der Lage sein werde, selbst mein Brot zu verdienen. Und was Flora angeht, bleibt sie nach wie vor mein Cousinchen.“ Martin sprach dies alles in einem Tone, als sei er durch die wenig feine Anspielung seines Freundes verletzt worden. Dieser aber faßte ihn lachend am Arme, und ihm ein Studentenliedchen vorsummend, meinte er heiter: „Ei, Martin, du verstehst mich doch! Wie heißt's nur in dem kleinen, lustigen Liedchen, das aus dem Grammophon deiner Tante immer so originell her-austönte: 's isch mer alles eins, — 's isch mer alles eins — hab i Geld

oder hab ich keins! Dir ist das scheint's auch alles eins! Mir nicht ganz!“ Und wieder lachte er hellauf. Hermann hatte seine sogen. leichtsinnige Stunde, die aber bei ihm immer häufiger einkehrte und zuletzt auch Martin ansteckte, daß derselbe ihm, fast gegen seinen Willen, in die Kneipe folgte, wo man über Gebühr dem Gotte Bacchus seine Opfer brachte. Hermann Santschi war aber dabei ein geriebener, kluger Kopf, errang stets die besten Zeugnisse und täuschte so gewaltig über seinen sonstigen Leichtsinn hinweg. Nicht ganz so Martin. Fräulein Bertine hatte jedoch ein mütterlich besorgtes Auge für ihren Pflégbefohlenen. Sie bangte gar sehr um ihn, wegen der mannigfachen Großstadtgefahren, vor denen sie ihn in herzlich gütigen Brieflein warnte. So ging wieder ein Semester zu Ende und die Vakanz nahte.

* * *

Eines Abends — es war im Spätherbst — saß Martin im Garten seines Kosthauses auf eine Bank nachlässig hingelehnt und hielt einen etwas zerknitterten Brief auf seinen Knien. Sinnend schaute er bald auf die losen, falben Blätter der Kastanienbäume, die ein leiser Windstoß wie in neckischem Spiele ihm vor die Füße jagte, bald wieder faßte er heftig den Brief, tat einen Blick hinein und ließ ihn schwer seufzend fallen. Da schritt eine hohe, schlanke Gestalt, in schwarzem Talare durch die kleine Gartentüre gerade auf den Träumenden zu, und ihn an der Schulter sanft berührend, sagte der Priester — Vikar Oswald der nahen Liebfrauenkirche — ein bekannter Hausfreund lachend: „Drehselst du etwa gerade einen Jambus oder Hexameter zurecht, Martin?“ „Ei guten Abend, Herr Vikar! Sie kommen ja wie gerufen. Ich dachte gerade an Sie“, rief erleichternd aufatmend der Student, schob rasch den Brief in die Tasche, sich vom Stuhle erhebend, um dem Geistlichen die rechte Seite beim Sitzen einzuräumen. Dabei schaute der Letztere dem Jüngling ins große Auge und entdeckte darin den feuchten Schimmer, der es verschleierte. „Martin“, begann er, sich mit diesem setzend, „wo fehlts? Du bist mißstimmt — betrübt — nicht? Schon heute bei der Sodalenkonferenz warst du nur halb dabei. Hat's etwas gegeben?“ „Wie? Sie wissens wirklich noch nicht, was bald jeder Mitstudent der Hochschule weiß, daß meine Dissertation, an der ich mit so viel Schweiß gearbeitet, abgewiesen wurde — was fast so viel bedeutet — als daß ich eigentlich durchgefallen bin“, rief erregt Martin. Der Priester suchte möglichst ruhig zu bleiben, und ruhig entgegnete er deshalb: „Gewiß junger Freund, gehört habe ich davon gestern Abend,

konnte es aber nicht recht glauben und wollte nun gerade von dir selbst die volle Wahrheit erfahren. Du abgewiesen — während Hermann Santschi prächtig, ja wie man sagt, brillant bestanden hat! Wie kam das nur?“ „Das ist's eben, was ich nie verdaue“, rief in beinahe schluchzendem Tone der Musensohn. „Hermann hat nicht zur Hälfte gearbeitet, wie ich und nun — dieses Resultat. Es ist ungerecht — empörend ungerecht!“ Hestig fuhr der Student mit den schmalen Fingern durch das üppige Haar. „Ach, sehen Sie, wenn's Better Johannes und Tante Bertine nur nicht so schwer auffaßten, da lesen Sie.“ Und den Brief wieder aus der Tarsche ziehend, reichte er denselben dem Geistlichen. Während dieser las, hatte Martin eine Zigarette angezündet und blies bedächtig die Wölklein vor sich hin. Ziemlich lange hatte Vikar Oswald gelesen und schien sich auf eine passende Antwort zu besinnen, als der Student zögernd fragte: „Nicht wahr, schlechte Aussicht?“ — „Nicht so ganz“, klang es endlich zurück. „Du siehst zu schwarz, Martin! Better Johannes schreibt da freilich etwas scharf. Er meint, du hättest deine guten Vorsätze von früher gebrochen, deine Zeit nicht gewissenhaft benützt“, und, fiel der Student zitternd ein, „seine Güte mißbraucht! Und Tante Bertine droht gar, mir nicht mehr gut sein zu wollen, da ich es nicht verdiene, weil ich ihre Hoffnungen schmähslich getäuscht hätte.“ „Nimm nicht jedes Wort so, wie es da allzu schwarz geschrieben ist, Martin“, bewichtigte der Priester von neuem. „Sei vernünftig! Es läßt sich vielleicht doch noch machen, was jetzt so hoffnungslos steht. Ein Rätsel ist mir auch, daß gerade Santschi dir so voraus eilte, da doch sein sonstiges Betragen nicht immer auf riesigen Fleiß schließen läßt. Aber eben — er ist ein außergewöhnlich talentvoller Kopf, einer von jenen, die spielend sich aneignen, was andere weniger Begabte mit Mühe und Schweiß sich erringen. Ja, es wäre zu wünschen, du hättest mit Hermann, den ich zwar nicht allzu streng tadeln möchte, weniger Umgang gehabt. Sein kluger Kopf freilich hätte dir nützen können; allein sein leichter Sinn riß dich manchmal zu deinem Schaden mit fort. Ist's nicht so, Martin?“ Der Jüngling senkte den Kopf und drehte verlegen seine Mütze. „Aber haben nicht gerade meine Lehrer, und vorzüglich Better Johannes und Tante Bertine gemeint, die Freundschaft mit Santschi sei mir von Vorteil und fördere mich wesentlich in meinen Studien, mache mich weltgewandt — weltmännisch, wie Tante sich ausdrückte.“ „Schon recht! Aber siehst du — von den Menschen, mit denen wir umgehen, lernen

wir immer zweierlei, das Gute nämlich und das Böse. Von beiden hat jeder ein gut Teil davon in sich und teilt es, vielleicht manchmal, ohne es zu wollen, den andern mit. Es kommt viel darauf an, daß wir es verstehen zu sortieren, wie der Kaufmann seine Ware, zu wählen und nur das Beste zu behalten. Aber jetzt, Kopf hoch, Martin! Wer wollte gleich die Waffen strecken, die Fahne senken vor dem Feind, wenn er grimmig anstürmt! Es kommt noch recht — gewiß! Es wird zwar Kampf kosten, das glaube ich auch. Du mußt n e u beginnen — aber zu deinem Heile!“ — Jetzt fuhr Martin von seinem Stuhle auf: „Von neuem beginnen?“ rief er fast heiser — außer sich — „Herr Vikar! Sie sind von S i n n e n! So und so viele Jahre sollten für mich zerronnen sein — wie eine Welle im Bache zergeht! Herr Vikar!!“

Der Geistliche war auch aufgestanden und legte seine Hand wieder beruhigend auf Martins Schulter. „Du wirst sofort leidenschaftlich, Freund! Gib acht! Lerne ruhiger denken und alles wird ruhiger.“ „Ruhiger denken“, lachte der Jüngling bitter auf. „Das hätte ich auch längst von Hermann lernen können, der kann erstaunlich ruhig denken und kalt anfassen und handeln. Ja, es wäre ein Glück — wenn man's fertig brächte. Ich bin eben anders — Herr Vikar, ich weiß es! Man nennt mich spottweise den Dichter — den Gefühlsmenschen — nicht Verstandesmenschen!“ Wieder suchte der freundliche Herr den Erregten zu belehren, zu beruhigen, zu stärken, indem sie in der Allee auf- und abgingen. Fast schien es, als gelinge es, das wallende Gemüt zu besänftigen; denn nach einer Weile legte Martin seine Hand in diejenige des Priesters, wie ein Kind, das zur Befräftigung seines Entschlusses die Hand reicht mit den Worten: „Ich gebe meine Hand darauf!“ Da öffnete sich das Gartentürchen, und die bekannte Studentenmühe tauchte auf. Martin fuhr nervös zusammen. Er hatte den Träger erkannt: Hermann Santschi, seinen langjährigen Kameraden. Vikar Oswald bemerkte sofort die Erregung und fragte: „Seid ihr etwa entzweit oder?“ „O nein, — nicht im geringsten. Aber Hermanns Glück macht mir mein Unglück nur bewußter. Ich verkehre weniger gern mit ihm, wie wohl er mich aufrichtig zu bemitleiden scheint. Doch — er soll's nicht merken — nein — wie tief mir die Sache geht.“ Jetzt hatte Hermann die beiden bemerkt und sich höflich vor dem Geistlichen verneigend, rief er: „Ha, endlich Martin! Ich suchte dich; — da sieh!“ und er schwenkte eine Postkarte in der Luft. „Eine Einladung deines Cousinchens Flora, Tante Bertine zu besuchen, die ja nächsten

Sonntag ihren siebenzigsten Geburtstag feiert. Aber das mußt du ja besser wissen — wie ich. Du kommst doch mit?“ Man sah es Martin an, daß seine heitere Entgegnung: „Eine Einladung von Cousinchen darf man doch nicht ablehnen“, erzwungen war. Allein er bekämpfte sich vollends und verstand es zur Verwunderung beider, einmal ruhig zu denken und zu reden. „Natürlich komme ich heim“, schloß er fest. „Ich werde es Flora heute noch melden. Oder wenn du es tun willst? Vielleicht macht eine Karte von Hermann dem Cousinchen mehr Freude, als eine von Martin.“ Er sagte das nicht, ohne eine leise Ironie, die der Freund jedoch nicht zu beachten oder zu verstehen schien. Einem feinen Beobachter wäre es daher nicht entgangen, wie bei den letzten Worten rasch ein böser Blick aus Hermanns Augen zuckte und fast verächtlich an Martins hoher Gestalt herabglitt. Lachend meinte er: „Versteht sich! Wir melden beide offiziell unser Erscheinen, jeder in seiner Art, wie es sich gehört. Darf ich dich zudem heute Abend erwarten oder bist du schon anderweitig engagiert?“ „Leider, ja“, entgegnete Martin schnell. „Aber — wir treffen uns auf der Heimfahrt.“ „Dann will ich nicht weiter stören“, meinte, sich neuerdings gegen den Priester verbeugend, Hermann Santschi und entfernte sich. Vikar Oswald, der sich etwas abseits gestellt hatte, trat wieder nahe an Martin, indem er sprach: „Es ist gut, daß du heimkommst. Wenn du einmal mit Tante gesprochen, wird sich alles wieder machen, und Wetter Johannes weiß sicher guten Rat.“ „Und gerade dieses Heimgehen ist mir das Unausstehlichste von allem! Könnte ich noch meine eigenen Wege jetzt ziehen, ließe es sich machen. Aber — man wird mich als Schuldigen behandeln, als Schulbublein, das schlechte Noten heimgebracht und so den Sankt Niklaus verwirkt und dafür die Rute verdient hat! Das ertrag ich nicht!“ — „Aber, Martin! Du sprichst fast so wie ein Bublein, das Strafe verdient! Werde ruhiger, ich bitte dich in deinem Interesse. Aber jetzt muß ich gehen, Rektor Könen erwartet mich.“ „Werden Sie mich vergessen, Herr Vikar?“ fragte plötzlich wieder weich, wie ein Kind, der Student und reicht die Hand zum Abschied. „Ich, dich vergessen, großer Knab? — Niemals! Vikar Oswald tut für dich, was er kann. Aber du mußt mithelfen und darfst nicht gegen den Stachel hartnäckig ausschlagen. Gute Nacht!“ — Jeder ging seine Wege. Martin wollte den kühlen Abend noch zu einem kleinen Bummel benützen. Er hatte bis zum Nachtessen noch Zeit genug. Ganz mit seinen schweren Gedanken beschäftigt, suchte er möglichst einsame

Pfade auf, um in seinen Erwägungen, seinem innern Disput, der ihn heftig mitnahm, nicht gestört zu sein. Aber bald hörte er vertraut seinen Namen rufen, und nicht ohne geheimen Unwillen wandte er sich um. Seine gerunzelte Stirne glättete sich jedoch alsbald und sein Auge schaute froher, indem es an der schlichten Gestalt eines jungen Schlosserlehrlings, der im Arbeitschurz, mit allerlei Werkzeug beladen, daherkam, haften blieb. „Ei, du Adolf!“ rief er. „Wünsch guten Abend, Herr Martin“, entgegnete jener fast ehrerbietig. „Wißt Ihr vielleicht wie's daheim geht? Schwesterchen Marieli hat mir schon geraume Zeit nicht mehr geschrieben.“ Der junge Schlosser war niemand anders, als das einstige Büblein der armen Witwe Waldegg, dessen Schwesterchen Marieli seit dem nunmehr erfolgte Tode der Mutter bei Fräulein Bertine als Magd diente. Adolf selber durfte seiner Lieblingsneigung folgen und das Geschäft seines Vaters selig erlernen, darum weilte er seit bald einem Jahre in der Universitätsstadt S., die ja kaum eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von daheim entfernt lag. „Nein, Adolf“, sprach freundlich Martin und blieb stehen. „Näheres weiß ich gerade nichts, aber übermorgen, auf Sonntag, gehen Hermann und ich hinüber, 's ist Geburtstag der Tante. Da soll ich wohl auch deine Gratulation mitnehmen. Oder kannst du etwa abkommen und mit?“ „Sonntag? Da haben wir nach dem Nachmittagsgottesdienst den üblichen Zeichnungsunterricht im Schulhaus drüben. Den darf ich nicht gut versäumen, ohne daß mein Meister es ungern hätte. Sonst wohl, ja — käme ich gern. Aber bitte, grüßen Sie mir Marieli, Frä. Bertine und Flora. Am nächsten freien Tag werde ich auch heimkommen. Wißt, unsereins hat's eben nicht, wie die Universitätsherren in der Stadt! Beneide euch fast, Herr Martin.“ Adolf hatte gewaltigen Respekt vor der Studentenmüze. Darum titulierte er Martin, mit dem er doch früher manchen Hosenlupf versucht, mit „Ihr“, seit dieser die Hochschule bezogen. „Beneiden!“ lachte der Student gepreßt auf. „O, Adolf! Ich glaube, mir wär's wöhler, ich wäre zur Stunde eher ein Schlosserlehrling, als Kandidat der Philosophie! Beneiden wäre an mir! Aber das verstehst du momentan nicht! Also ja! Marieli — das gute Marieli will ich besonders herzlich grüßen. Adieu! Auf Wiedersehn! Ein andermal!“ Lange noch — an der Straßenecke stand der jugendliche Handwerker und blickte verständnislos und doch so eigen berührt dem davon-eilenden Musenjohn nach. Er hatte ihn immer lieb gehabt, den Martin, der auch nie vergaß, daß er von Wohltätern groß gezogen und er-

halten worden und der deshalb gegen jene, die auch auf die offene Hand sehen mußten, so gütig und stets demütig liebevoll war. Wo ihn Martin auch traf, immer hatte er ein freundliches Wort für den Arbeiter Adolf, den Sohn der Witwe, deren Grammophon sie oft zusammen aufgezogen; ja ein freundliches Wort, mochten noch so viel Herren bei ihm oder seine Gesellschaft eine noch so auserlesene sein. Er grüßte den Adolf schon von weitem, fragte nach seinen Erlebnissen und Erfolgen, nach allem, was dem Jungen nahe gehen konnte. „Auf Wiedersehen!“ hatte ja Martin wie immer, wenn er ging, gesagt, und doch; diesmal hatte sein Wort so eigenartigen Klang! Warum sollte er ihn nicht bald glücklich wiedersehen? Warum? Ja — warum mußte das „Aufwiedersehen“ ihn so packen — in der Seele packen? „Dummer Junge, daß du doch bist“, sagte der Schlosserlehrling plötzlich ganz laut zu sich, machte Kehrt und bog ins Seitengäßchen ein, das Versäumte einzuholen. Als Martin nach einem Stündchen fast ermüdet ins Kosthaus zum Abendtisch zurückkehrte, gab ihm seine Kostfrau ein Billett mit den Worten: „Herr Martin, vor kaum einer Viertelstunde kam Hermann Santschi ihnen nachzufragen. Auf mein Bemerken, daß Sie noch ausgeblieben seien, bat er mich, Ihnen das einzuhändigen. Er selbst ist, in Geschäften, glaub ich, verreist. Mir ist, Sie hätten ihm begegnen müssen, da er sehr wünschte, Sie noch zu sprechen.“ — Martin überflog fast gleichgültig die Visitenkarte seines Freundes, wurde aber dann nachdenklich und las sie zwei-, dreimal. Derselbe teilte kurz mit, seine Schwester Laura, die vor einigen Monaten geheiratet, habe ihn in dringender Angelegenheit um Besuch gebeten. Er könne nicht gut ablehnen, so aber ihn morgen leider nicht heim zur Tante und Cousinchen begleiten, was er unendlich bedaure. Er möge seine ehrfurchtsvollsten Grüße mitnehmen und übermitteln. Er selbst werde voraussichtlich einige Tage fort sein müssen, wünsche aber dem lieben Freunde ein frohes Wiedersehen der Ib. Seinigen, glücklichen Ausgang der schweren Sache, die ihm auch gewaltig aufs Herz drücke usw. usw.“ Martin überkam es wie eine innere Befriedigung. Es freute ihn eigentlich, daß der Zufall ihn befreite und er ohne Hermann heimreisen konnte. Es wäre ihm peinlich gewesen, in dessen Gesellschaft vor Tante und Flora zu erscheinen. Allein hoffte er an seinem Cousinchen eine Fürbitterin bei der etwas gestrengen Tante zu finden. So fuhr er des anderen Tages mit etwas leichterem Herzen zuversichtlicher ab.



(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorschlag für den Juni.

Als ich vor Jahren die ehrwürdige Pfarrkirche in Rorschach besuchte, erklärte mein ortskundiger Begleiter die beiden Statuen, die den Ausgang flankieren, als Darstellungen der Gottesliebe und der Nächstenliebe. Der verdienstreiche Herr Stadtpfarrer G. pflege bei Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß wir die Gottesliebe in den Tempel hineintragen sollen und die Nächstenliebe hinaus. Um nun ohne Umschweif meinen Vorschlag für den Monat Juni auszusprechen, so möchte ich die verehrten Leserinnen der „St. Elisabeths-Rosen“ ermuntern, mit der Jesusliebe diesen Monat zu beginnen und mit dem Vorsatze der Abstinenz zu beschließen — aus Nächstenliebe.

Wenn wir die Enthaltbarkeit von geistigen Getränken als Tat der Erbarmung auffassen, so stehen wir in entschiedener Uebereinstimmung mit dem unvergeßlichen Bischof Augustinus Egger von St. Gallen, gleich groß als Herz-Jesu-Berehrer wie als Abstinenzvorkämpfer; er pflegte die Abstinenz zu bezeichnen als ein christliches und patriotisches L i e b e s w e r k.

Da tauchen sofort Gesichter mit Staunen und Fragen auf und meinen, man sei Abstinenz wegen der Gesundheit, da die Wissenschaft den Nachweis erbracht habe, daß Alkohol eigentlich ein lebenszerstörendes Gift sei, oder zur Selbstüberwindung wie Johannes der Täufer, der auf Wein und alles Berausende zeitlebens verzichtete, um durch solche Abtötung des sinnlichen Menschen den geistigen Menschen desto höher zu bringen. Das sind nun gewiß beides durchaus richtige und ehrenwerte Beweggründe. Wer von irgend schwächerer Konstitution oder schon ausgesprochen mit Kränklichkeit behaftet ist, und der irgend eine Krankheit durchzumachen hat, wird, wenn er mit aufrichtigem Worte einen aufrichtigen Arzt um Rat fragt, zur Antwort bekommen, Enthaltung von Wein, Bier, Most und dergleichen sei für ihn das Beste und wäre es eigentlich für alle Leute. Andererseits haben ungezählte Fromme im alten Testamente als Nasiräer lebenslang oder zeitweise auf den Weingenuß verzichtet aus religiös-asketischen Beweggründen, und von verschiedenen Aposteln, wie Jakobus dem Jüngern und Matthäus, wissen wir daselbe. Aber die beiden angeführten Gründe: „Gesundheit und Selbstverleugnung“ leiden an dem einen Uebelstande, daß man gemeiniglich gegen sie Duzende von Bedenklein und Gegengründlein ins Treffen führt, mit deren Abfertigung gemäß

dem bekannten Sprichwort vom Toren und den zehn Weisen man nie ans Ende kommt. Darum wird über die Abstinenz so viel gezanft und wird diese christliche und patriotische Tat immer noch von viel zu Wenigen vollbracht, weil man nicht will, es fehlt den Leuten der durchschlagende Beweggrund. „Es ist, in den meisten Fällen wenigstens, gar nicht eine Ueberzeugung, die die Mäßigen abhält, zu den Abstinenten zu gehören, sondern unumwunden gesagt, die Genußsucht der bildenden Klassen.“ So Hilty. Wir müssen hinzufügen, es ist auch Menschenfurcht. Aus dieser Doppelwurzel der Genußsucht und der Menschenfurcht schießen ganze Dornhecken von Einreden empor. Darum nicht mit zimpferlichem Suchen ein Dörnlein ums andere abbrechen, sondern das ganze nichtnutzige Gewächs mit einem kräftigen Arthieb auszuhauen: die Liebe rät es, die eifrige Liebe will es!

„Mich erbarmet das Volk“, sprechen wir diese Jesuworte heutzutage von Herzen, so werden wir an der Abstinenz fast nicht vorbeikommen. Denn die Zeitkrankheit des Volkes ist der Alkoholgenuß, und das Heilmittel ist die Abstinenz möglichst vieler.

Ich will nicht trinken um meines Volkes willen — sobald dieses Wort unser Programm bildet, sind wir gewaltige und gefürchtete Vorkämpfer des Alkoholismus in unserem Volke, und Wohltäter des Vaterlandes. „Neulich hat ein Arzt im Auftrage französischer Weinhändler behauptet, der Wein töte die Bazillen im Wasser, im Magen und in den Därmen. Ich weiß nicht, ob das richtig ist, kümmern mich auch gar nicht darum. Sie (die Weinhändler und ihre Lohnschreiber) mögen noch andere löbliche Eigenschaften am Alkohol finden. An meiner Stellung ändert das gar nichts. Ich habe erlebt und erlebe es täglich wieder, daß der Alkohol ein Gift ist für das Volksleben.“ So redet Nächstenliebe. Und wer so handelt, ist ein größerer Patriot als alle Festredner.

Die geehrten Leserinnen dieser Zeitschrift sehen das Elend des Alkoholismus tagtäglich mit Augen: Würdelose Männer, rechtlose Frauen, brotlose Kinder, ein Familienelend zum Erbarmen. Was seit ganz kurzer Zeit sich gebessert hat, verdankt das Volk der Abstinenzbewegung. Und die Abstinenzbewegung im allgemeinen verdanken wir der christlichen Liebe. Kardinal Manning ermahnte eines Tages einen trunksüchtigen Arbeiter und Familienvater zur gänzlichen Enthaltensamkeit, sonst gebe es keine Befehrung. „Aber Eminenz“, erwiderte dieser, „Sie trinken ja selbst auch, nur nicht so schlechtes Zeug wie ich.“ Der

Oberhirte antwortete: „Wenn es darauf ankommt, also von diesem Augenblicke an keinen Tropfen mehr.“ Er ward Abstinenz und Vorkämpfer und Vorbild dieser Bewegung — aus Liebe zum Einen und zu allen.

Bitte, komme niemand und spreche von Jesus, der auch einige Tropfen Wein getrunken habe. Wenn irgendwo, gilt hier das Wort: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Damals war es nicht die Zeit des Alkoholismus, jetzt haben wir diese. Damals und um den Heiland herum gab es auch keinen Trinkzwang, jetzt richtet dieser Zwang Tausende zugrunde, und die Liebe Christi drängt uns zum Handeln. Mit toten Bibelbuchstaben schlägt man die Flammen der Caritas nicht nieder, sie läßt sich überhaupt nicht niederschlagen, von Jesus auf Erden entzündet, lodert sie siegreich weiter. Hat Jesus etwa schon die Sklaverei abgeschafft? Nein. St. Paulus ermahnt noch die Sklaven zum Gehorsam. Aber als die Erbarmensstunde geschlagen, hat auch der letzte christliche Staat die Sklaverei aufgehoben, und ein Bibelzitat für die Sklaverei würde jetzt allenthalben als ein Bibelmißbrauch zurückgewiesen werden. Persönliche Freiheit! So ist es auch mit der Abstinenz. Sie quillt jetzt aus der Liebes- und Erbarmensfülle Jesu, denn jetzt muß sie sein, und „was Bedürfnis der Zeit ist, das ist Gottes Wille“. (P. Theodosius Florentini.)

Eine wackere Unterwaldnerin wurde vor einigen Jahren gefragt, warum sie der Abstinenz so zugetan sei. Sie gab zur Antwort: „Weil ich unser Vaterland so sehr liebe.“ Und wie lange noch sie dabei zu bleiben gedenke. Wieder antwortete sie: „Bis in der ganzen Welt der letzte Rausch getrunken ist.“ —

Das ist Samariterdienst an der Menschheit — das ist Liebe.

O. H.



Erziehung in Haus und Schule



Erziehung im Elternhause.

Am 21. Mai tagte der Schweiz. katholische Erziehungsverein in Baden. Die Hauptreferate, gehalten in der Kirche und im öffentlichen Gesellschaftslokal, befaßten sich vorzugsweise mit der Familienerziehung. Ueber die Bedeutung der christlichen Familie für Kirche und Vaterland unter dem Borspruch „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ sprach Herr Pfarrer Ducret von Auw in einem tief-

durchdachten und formvollendeten Vortrage. „Erziehung im Elternhaus“ heißt das Thema, das der in Wort und Schrift immer derselbe gemütsvolle und geistreiche Erzähler, Redaktor Baumberger, sich vom Präsidenten des Erziehungsvereins, Herrn Prälat Treppe „gehorsamst hatte aufbinden lassen“. Manches seiner Worte war so recht für unsere Mütter gesprochen. Darum zu deren und ihrer Kinder Frommen geben die „St. G.-R.“ die Hauptgedanken des Referates wieder.

„Die Religion ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft; sie ist die Bedingung jeglichen Vorwärtkommens. Den für diesen Satz sprechenden Beispielen begegnen wir genügsam. Wer Augen hat zu sehen, der sehe; und wer Ohren hat zu hören, der höre.

Je mehr Fortschritte auf dem rein menschlichen Gebiete, desto deutlicher ergibt sich, daß diese das wahre Glück nicht ausmachen, wenn die religiöse Grundlage fehlt. Nur das Wort Gottes darf in Wahrheit sagen: Seht Menschen, ich führe euch vorwärts. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der religiösen Erziehung, eine Forderung, die leider die Gegenwart mißkennt. Wie stand es in dieser Richtung noch ganz anders im Mittelalter, das ja wohl auch seine Schwächen hatte. Aber die Familie war durchdrungen vom religiösen Begriffe, im Hause herrschte eine religiöse Atmosphäre und die Erziehung war vom religiösen Gedanken beherrscht.

Ganz anders die Gegenwart, in der der Indifferentismus überhand nimmt und man die Religion verbannen möchte in die Kirche und etwa ins stille Kämmerlein und wo ein kultusfeindlicher moderner Staat im besten Falle religionsneutral ist.

Aus diesen Zuständen erwächst dem Elternhause um so mehr die große heilige Pflicht einer religiösen Erziehung.

Diese Aufgabe machte sich früher freilich leichter als heute, wo sich durch die sozialen Verhältnisse mancherlei Schwierigkeiten ergeben. Glücklicherweise das einfache Bauernhäuschen, es ist von diesen noch unberührt.

Anders verhält es sich in der Arbeiterfamilie der industriellen Fabrikzentren, wo der Vater jahrein, jahraus den ganzen Tag in der Fabrik oder im Bureau sich aufhält und abends müde heimkehrt. Ungleich schwieriger noch gestalten sich die Verhältnisse, wo selbst die Frau in die Fabrikarbeit hineingezogen ist, Fälle, die keine Seltenheit mehr sind. Wie soll hier die religiöse oder die Erziehung überhaupt sich gestalten?

Referent erzählt ein Reisebild: „Komme ich da eines Sonntag abends in einer freiburgischen Gemeinde zu einem behäbigen Bauernhaus, dessen gebräuntes Holzwerk vom Abendsonnenschein vergoldet ist. Vater, Mutter, der Knecht und fünf Kinder sitzen einträchtiglich beisammen auf der Bank. Neben dem Hause steht ein Wegkreuz; die Bäuerin hat es mit den Blumen ihres Gartens geschmückt. Meister und Gesinde beten den Rosenkranz. Das schlichte Heim mit seinen

Bewohnern ist wie vom Geiste des Ave Marias umwoben. Fürwahr da ist christliche Atmosphäre und da ist die religiöse Erziehung ein leichtes und macht sich wie von selbst.“

So ist es aber wenigen beschieden; gewöhnlich muß härter gekämpft und gerungen werden. Die religiöse Erziehung ist eine Gnade; täglich mögen die Eltern bitten um den rechten Geist.

Wer ist nun insbesondere zum Erziehungsamte berufen? Das liebe Mütterlein hat die Aufgabe, die religiösen Keime zu wecken und zu pflegen. Welche heilige und zugleich süße Arbeit! Der hl. Augustinus sagt: die Menschenseele ist von Natur aus christlich. Am reinsten findet sich dieses Element in der Kinderseele. Fast unbewußt wendet sie sich dem Göttlichen zu, wie die Blume der Sonne. Es muß das denkbar Lieblichste des Mutterberufes sein, in des Kindes Herz, in seinem Verstand und in seinem ganzen Wesen nach den Spuren des Göttlichen zu suchen und sie zum deutlichen und bewußten Ausdruck zu bringen. Wenn diese Mission der Mutter so groß und so heilig und deren Bedeutung durch die Gegenwart noch gesteigert ist, so müssen wir uns andererseits fragen, wird genug getan, die Jungfrau für diese zu schulen und vorzubereiten? — Leider läßt sich die Frage nicht bejahen. Manche Zustände werden zur direkten Anklage und mahnen ernst an die Pflicht, diese berufenen Religionslehrerinnen gründlicher vorzubereiten und besser anderswo, in wenigen wichtigen Wissenszweigen Abbruch zu tun.

Doch die Pflicht des Erziehens nimmt nicht bei der Mutter ihr Ende. Der Vater hat auch mitzuhelfen, besonders bei der Erziehung der Knaben. Die Mutter ist das betende, der Vater das apologetisch ritterliche Element; er hat des Knaben Zweifel zu lösen, ihn mit überzeugten Worten zu stärken und vor Verflachung zu schützen; er hat dafür zu sorgen, daß aus den Kreisen der männlichen Jugend wiederum Apologeten, Ritter der religiösen Ueberzeugung erwachsen. Das ist wahrer Elternbegriff.

Doch die Theorie würde vergebens sein, stände sie nicht unter dem belebenden Hauche des guten Beispiels.

Es seien sodann die Eltern bestrebt, das Haus mit dem religiösen Gedanken wie mit einem hl. Odem zu umgeben. Man spricht so viel von Heimatschutz und Heimkunst. Ausschmückung des Hauses mit religiösen Bildern ist Heimkunst in bestem Sinne. Doch greife man nicht nach den ersten besten Helgen zweifelhafter Güte, sondern man wähle sorgfältig etwas recht Eindruckvolles. Dann fehle auch der Weihwasserkeßel im katholischen Hause nicht. Und schließlich verschaffe und gewähre man dem Kinde das religiöse Spiel. Die Angst vor Profanisierung ist eine unbegründete. O die Kinderwelt mit ihrer reichen, poesievollen Phantasie schafft sich eine wunderbare Welt. Ob dann auch die Mädchen ministrieren, das stört nicht. Lebendig bleiben uns die in unseren Kindertagen empfangenen religiösen Eindrücke — eine

feierliche Prozession, ein Sonntagsspaziergang mit Einkehr in der Kapelle, darin mit Vater und Mutter ein frommes Vaterunser gebetet ward. Die ganze nachfolgende Woche erhielt dadurch das Gepräge. — Wenn die religiöse Erziehung im Elternhause so wichtig und andererseits so schwierig ist, so müssen alle Hilfsmittel angewendet werden. Zu diesen gehört dann auch ein gutes religiöses Buch. Der Goffine sollte in der Hausbibliothek nicht fehlen.

Eingeladen zum Sonntagsmahl in einem Hause, das nicht gerade als sehr fromm galt, fühlte sich Referent sehr angemutet durch die dort geübte Gepflogenheit, vor dem Essen durch ein Kind das Sonntagsevangelium lesen zu lassen und empfindet darin etwas wahrhaft Heiligendes für die häusliche Sonntagsfeier.

Von nicht unbedeutendem Einfluß ist auch die katholische Zeitung. Kinder stehen in enger Wechselbeziehung zu den äußern Eindrücken und da ist es von Bedeutung, auf welchem Boden die Eltern, die ihnen solche zu vermitteln haben, gestellt sind. Wo dann auch der Zeitungsschreiber sich seiner Pflicht bewußt ist, wo er es versteht, kurz, aber meisterhaft religiösen Stoff zu bearbeiten und dies fortgesetzt bietet, da müßte seine Arbeit ein gewaltiges Unterstützungswerk bilden.

Religiöse Erziehung im Elternhause gehört als ein wichtiger Programmpunkt hinein in die Devise unseres geistigen Oberhauptes: Alles erneuern in Christo!

Darum setzen wir alle Mittel und Kräfte in den Dienst dieser hehren Aufgabe, vergessen wir aber nicht, uns nach dem umzusehen, der das Gedeihen gibt. Drum noch das Brüllisauer-Sprüchlein: Machs Gott gut!



Wie schützen wir die Nahrungsmittel vor dem Verderben?

Der Genuß von verdorbenen Nahrungsmitteln hat immer gesundheitliche Schädigung, zuweilen recht schwere, zur Folge. Es ist daher dringend nötig, daß die Haushälterin der Verderbnis vorbeuge oder an den Symptomen dessen Eintreten erkenne und die davon ergriffenen Speisen unbedenklich wegschaffe. Das Verderbnis der Nahrungsmittel besteht darin, daß sich Fäulniskeime ansetzen, die durch den in der Luft fliegenden Staub oder durch Berührung übertragen werden und die sich millionenfach vermehren. Der Zersetzungsvorgang wird durch Wärme gefördert, durch Kälte gehindert, sowie durch Siedehitze, Luftabschluß und Wasserentzüge unterbrochen und gestört durch Reinigung. Es kann auch Selbstverderbnis stattfinden, wenn der

Eiweißstoff der Nahrungsmittel sich zersetzt. Dadurch werden dieselben nicht bloß ungenießbar, sondern schädlich oder sogar gefährlich; es entwickeln sich nämlich heftige Speisegifte, die oft den Tod herbeiführen, wie Fischgift, Wurstgift, Konservengift. Eiweißzersehung läßt sich erkennen durch unangenehmen widrigen Geruch, säuerlichen Geschmack, Veränderung der Farbe, Schimmelbildung usw. So verliert Fleisch, in dem die Zersetzung ihren Anfang genommen hat, seine frische Farbe und wird blaß. Fische, die nicht mehr frisch sind, haben keine roten Kiemen; verdorbener Speck ist grünlich angelauten. Eine Behaftung mit Maden weist auf vorgeschrittene Fäulnis. Konservenbüchsen, deren Deckel nach oben gewölbt ist, sind verdächtig. Suppen und Gemüse, die säuerlich schmecken, dürfen nicht mehr verwendet werden.

Die umsichtige Hausfrau sucht durch verschiedene Maßnahmen dem Verderbnis vorzubeugen. Namentlich zur Sommerszeit, wo sich die Zersetzung unter Einwirkung erhöhter Temperatur rascher vollzieht, wird sie doppelt behutsam die Einkäufe auf das sofort zur Verwendung Kommende beschränken. Um Fleisch länger haltbar zu machen, brät man es schnell auf der ganzen Oberfläche ab. Oder man taucht es einige Male in siedendes Wasser. Durch beide Vorgänge verdichtet sich das im Fleisch enthaltene Eiweiß; dadurch werden die Poren verschlossen und die äußere Luft abgeschlossen. Man kann es auch in ein mit Holzkohlepulver bestreutes Tuch wickeln. Das Erhalten durch Einpökeln beruht auf dem Bestreben, dem Fleisch durch Beigabe von Salz Wasser zu entziehen, wodurch aber gleichzeitig auch Nährstoffe verloren gehen. Die beste Art, Nahrungsmittel vor dem Verderben zu bewahren, ist das Sterilisieren, wodurch demselben zugleich alle Nährstoffe und der ganze Wohlgeschmack erhalten bleiben, während anderseits durch das Kochen die Gärkeime getötet werden und die Nahrungsmittel unter luftdichten Verschluss kommen.

Der Raum, wo die Speisen aufbewahrt werden, soll hell, luftig, kühl und trocken sein; hell, weil das Licht ein Feind vieler Krankheitsstoffe ist, luftig, weil Moderluft den Speisen einen eckelhaften Geruch und Geschmack gibt, kühl, weil niedrige Temperatur die Selbstverderbnis hindert, und trocken, weil viele Pilze nur bei Feuchtigkeit sich entwickeln. Namentlich sei man auch darauf bedacht, die Speisen vor den Fliegen zu schützen. Darum bringt man sie in Fliegenschränke oder unter Drahtdeckel. Abgesehen davon, daß Fliegen ihre Eier an Fleischwaren legen und die entstehenden Maden das Fleisch ungenießbar machen, sind sie auch die Träger vieler Krankheitserreger. Man vergesse nicht, daß sie sich oft auf verwesende Stoffe niederlassen, aus Kehricht, Düngerhaufen, Ställen und Aborten ihren Flug direkt zu Küche und Vorratskammer machen und man wird eifrig bedacht sein, ihnen die Speisen unzugänglich zu machen.

Der Eisschrank ist zur Aufbewahrung nicht ganz einwandfrei. Wohl wird der Vorgang der Zersetzung verlangsamt, aber nicht auf-

gehoben; auch übertragen sich die Gerüche der verschiedenen darin aufbewahrten Speisen aufeinander. — Endlich ist auch die Herkunft des zur Verwendung kommenden Eises nicht ohne Bedeutung. Eis von schmutzigem Wasser kann Krankheiten übertragen. Ebenso ist das Aufbewahren der Speisereste im Keller kaum ratsam. Das Verunreinigen und Verseuchen der Nahrungsmittel trifft dort mit Selbstverderbnis gewöhnlich zusammen.

Häusliche Ratschläge.

Noch ein Ameisen-Bertilgungsmittel. Die Hängestellen, an denen sie sich aufhalten, werden tüchtig mit Ruß bestreut.

Kellerrasseln und Tausendfüßler zu vertreiben, werden frische Birkenbesen aufrecht gestellt, die mit Vorliebe von diesem Ungeziefer als Zufluchtsort benützt werden. Hier aufgefangen, kann man sie leicht in heißes Wasser schütteln. Oder man spült mit etwas Spiritus leere Flaschen aus, bringt sie dann an den Ort, wo sich die Tiere aufhalten, so daß diese bequem in den Flaschenhals kriechen können, der Boden etwas tiefer als der Hals. In der Flasche können dann die Tiere leicht durch Ausbrühen getötet werden.

Konservierung der Farben in der Wäsche. Essig der Waschbrühe beigegeben, erhält blaßrote und grüne, dem letzten Wasser beigegeben stellt es veränderte hochrote Farbe wieder her. Soda erhält purpurrot und bleibblau; reine Pottasche erhält und verbessert schwarz in reiner Wolle. Ist Farbe durch Säuren verändert, so stellt sie Salmiakgeist mit 12 Teilen Wasser verdünnt, wieder her; ist sie durch Alkalien verändert, so verwendet man Essig.

Brandflecken in Wäsche, die durch zu heißes Bügeleisen entstanden sind, ohne daß die Fasern zerstört sind, bestreicht man mit in Wasser aufgelöstem Borax und bügelt dann die Stelle trocken. Oder man bestreiche den Fleck mit einem Brei aus Tonerde, Zucker, Stärke und Wasser und lasse ihn trocknen.

Ein einfaches und wohlfeiles Mittel zur Vertreibung der Fliegen aus Küche und Speisekammer ist die Ricinuspflanze. Das Del, welches aus dem Samen gewonnen wird, findet sich fein zerteilt in den Zellen der Blätter und Stengel, von wo aus es sich der Luft im Bereiche der Pflanze mitteilt. Keine Fliege durchdringt diesen Zauberkreis, wenn nicht, um schnell aus dem Zimmer in die freie Luft zu gelangen. Natürlich gilt das Gesagte nur von starken Pflanzen, jedoch entwickeln sich kleine Senker rasch. Sie sind alle Jahre umzutöpfen, weil sie infolge ihres raschen Wachstums der Erde bald die Nährstoffe entzogen haben.

Garten.

Rosenschädlinge. Am häufigsten werden die Rosen von Blattläusen befallen. Die Bertilgung ist sehr leicht. Im Freien, sowohl wie bei der Zimmerkultur beseitigt man sie am sichersten durch 100fach in Wasser verdünntem Tabakextrakt. Nach 2maligem Abspritzen werden alle Tiere tot oder abgefallen sein. Man spritzt dann mit reinem Wasser nach. Dieses darf nicht zu kalt, sondern soll etwas gebrochen sein. Die Blüten, sowie Knospen, die schon Farbe zeigen, dürfen von der Lösung nicht getroffen werden. Bestäuben mit Zacherlin hat sich ebenfalls als wirksam erwiesen.

Schildläuse treten an der Rinde der Stämme und an den ältern Zweigen auf. Durch Abwaschen dieser Teile im Herbst und Frühjahr mit einer Lösung von Salz in Seifenwasser (30 gr. Kochsalz auf eine große Gießkanne Wasser) vermittelt einer alten Zahnbürste kann man der Verbreitung dieser Tiere am besten vorbeugen und dadurch auch Eier und Larven von andern Schädlingen vertilgen. Von Raupen sind die Rosenwickler am lästigsten. Hier hilft nur fleißiges Absuchen. Das Vorhandensein dieser Raupen macht sich an den jungen Blättern leicht bemerkbar; die Blattränder rollen sich und bemerkt die Ausscheidungen der Tiere. Bei der gefährlichsten Krankheitserrscheinung, dem Mehltau oder Rosenschimmel, erscheinen die Blätter erst mit leichtem weißem Hauch überzogen, bald aber sind sie wie mit Mehl bepudert, blasig aufgetrieben, schrumpfen zusammen und die Blüten verkrüppeln. Ursachen sind plötzliche Temperaturschwankungen; die heißen Tagen folgenden kühlen Nächte oder starke Abkühlungen durch heftige Regengüsse. Es ist leichter vorzubeugen als zu bekämpfen. Vorbeugungs- und Bekämpfungsmittel sind folgende: 1. Bepudern der Blätter mit Schwefelblüthe, morgens so lange die Blätter noch feucht sind. Der Schwefel wird nach 4—5 Tagen durch Abspritzen entfernt, kleine Rückstände schaden nichts. 2. Bestreuen der Blätter mit Kupfervitriol oder Spatsteinmehl. 3. Defteres Ueberpritzen oder Abwaschen unbelaubter Zweige mit Bordelaise-Brühe (200 gr. Kupfervitriol, 200 gr. gelöschten Kalk in 10 Liter Wasser aufgelöst). Stark befallene Pflanzen sind in die Lösung einzutauchen. Beim Bespritzen ist namentlich die Unterseite der Blätter zu treffen. 4. Waschen unbelaubter Zweige mit Lysol Lösung (15 gr. auf 1 Liter Wasser). 5. Bespritzen der Blätter mit leichter Lysol Lösung (8 gr. Lysol auf 1 Liter Wasser). Die Knospen dürfen nicht getroffen werden. Bei der Zimmerkultur ist vorsichtiges Lüften, Gießen und Beschatten, Vermeidung unzeitigen Spritzens und plötzlicher Temperaturerniedrigungen beugen dem Feinde vor; ein Radikalmittel gegen den bereits stark entwickelten Pilz gibt es nicht.

Der Rosenrost, orangenrote oder rosafarbige Anhäufungen an Blättern und Blattstielen, entwickelt sich nur langsam und ist deshalb weniger gefährlich. Befallene Blätter sind sofort zu entfernen und zu verbrennen.

Küche.

In den heißen Sommertagen kommt es oft vor, daß die Milch gerinnt, oder sauer wird. Daraus kann man den weißen Zieger bereiten, auch Topenkäs oder Quark genannt. Nachfolgend einige Rezepte zu dessen Verwendung.

Ziegertuchen. Ein Kuchenblech wird mit Zuckerteig oder geriebenem Teig ausgelegt. Dann streut man eine Handvoll gewaschene Rosinen darüber. 3 Eigelb werden mit 120 gr. feinem Zucker schaumig gerührt; etwas abgeriebene Zitronenschale dazu gegeben. 400 gr. Zieger, der gut ausgewaschen ist, wird durchs Sieb gestrichen und mitverrührt, ebenso $\frac{1}{2}$ Tasse Rahm oder Milch. Das Eiweiß wird zu Schnee geschlagen und samt 60 gr. Mehl mit der Masse meiert. Man kann auch eine Handvoll gewiegte Mandeln begeben. Die Masse leert man auf den Teig, verteilt sie gleichmäßig und backt den Kuchen in mittelheißem Ofen.

Zieger-Omlette. Eine Kaffeetasse gut ausgewaschener Zieger wird durchs Sieb gestrichen. Dann gibt man 60 gr. feinen Zucker, $\frac{1}{2}$ Tasse Rahm, 2 Eigelb, etwas abgeriebene Zitronenschale, oder statt dessen einen Messerspiz Zimmt dazu und verrührt alles recht gut mit einander. 3 ganze Eier, 3 Eßlöffel Milch, eine Prise Salz, etwas Pfeffer verklopft man miteinander und backt daraus eine saftige, französische Omlette. Dann füllt man obige Masse ein, stürzt die Omlette auf eine warme Platte, bestreut sie mit feinem Zucker, flämmt sie mit einem glühenden Backschäufelchen ab, und serviert sie mit einer Fruchtsauce. Diese Portion ist für 4 bis 5 Personen berechnet. Salesianum.

Zieger-Auflauf. 2 starke Eßlöffel Mehl rührt man mit kalter Milch zu einem glatten dickflüssigen Teig an. $\frac{1}{2}$ Liter Milch wird siedend gemacht, ein Stückchen süße Butter und 60 gr. Zucker hineingegeben und dann wird der Teig vorsichtig und schnell eingerührt. Man kocht in unter beständigem Rühren, bis er sich von der Pfanne löst. Man leert ihn in eine Schüssel zum Erkalten. $\frac{1}{2}$ Std. vor dem Essen gibt man 2 bis 3 Eigelb, etwas abgeriebene Zitronenschale und 250 bis 300 gr. durchgestrichenen Zieger zum Teig und verrührt dies gut. Das Eiweiß wird zu Schnee geschlagen und mit der Masse meliert. Man füllt sie in eine angestrichene Auflaufform, stellt sie in den heißen Bratofen und backt den Auflauf während 20 bis 25 Minuten. Man serviert eine Fruchtsauce dazu. Salesianum.

Ziegerbrötchen. Von Weckli oder Schildbrot schneidet man schöne Schnitten, sticht sie rund aus, bestreicht sie auf einer Seite mit frischer Butter und röstet sie hellgelb. Für 8 bis 10 Brötchen rührt man 60 gr. frische Butter schaumig, gibt eine Prise Salz, etwas Pfeffer, 2 Eßlöffel geriebenen Parmesankäs, 1 Tasse durchgestrichenen Zieger und 2 bis 3 Eßlöffel Rahm dazu, und wenn man es recht pikant will, einen Teelöffel aufgelösten Liebig's Fleischextrakt bei. Man verrührt alles recht gut zu einem dicken Mus. Dieses streicht man schön erhöht auf die Brötchen und serviert sie zu Tee, oder legt sie als Garnitur um Gemüse, oder zu kaltem Fleisch. Salesianum.

Einfaches Pudding. Zuckerbrötchen werden in Rhum rasch eingetaucht in einer tiefen Schale quer übereinander aufgeschichtet, eine beliebige Crème darüber gegossen und das Gericht nach dem Erkalten serviert.

Literarisches.

III. Jahrbuch des Schweizer. kath. Volksvereins von Dr. A. Hätten-
schwiller (Verlagshandlung, Hans v. Matt & Cie., Stans.)

Das III. Jahrbuch des Schweiz. kath. Volksvereins ist erschienen, ein gut gegliederter starker Band von 290 Seiten. Wer die Blätter durchgeht, dem möchte es ergehen, wie einem, dem es vergönnt wäre, von hohem Berg sich ungekannte und ungeahnte Täler um Täler, vom Strahlenwerfer beleuchtet, zu besehen, überall schaffenden Menschen begegnend, alle auf den zukünftlichen Posten stehend, Kleinarbeit leistend und doch wieder ein Bruchstück zum großen, die allgemeine Wohlfahrt zeugendem Ganzen. Um von der systematisch organisierten Massenarbeit des kath. Volksvereins einen Begriff zu bekommen, den mannigfachen Bestrebungen gerecht zu werden, um aber auch die Notwendigkeit zur Mit-

arbeit einzusehen, bedarf es des Studiums des interessanten Bandes. Mögen recht viele sich damit befassen, die Tätigen, um über den Erfolgen den Mut neu zu beleben, die Säumigen, damit sie endlich ihre Reserve ablegen.

Erzählungen im Schweizerdialekt für unsere Kleinen. Für Mütter und Kindergärtnerinnen, von Berta Garner. Verlag des Schweizer Druck- und Verlags-haus in Zürich.

Die Verfasserin ist wohl selber schon unter Kindern gelesen als beliebte Erzählerin und hat dem nimmermüden kleinen Publikum ihr Schatzkästlein geöffnet. Sie versteht es die rechten Saiten anzuschlagen, unaufdringlich das erzieherische Moment einzuflechten und dabei sich so recht in der Kinder Horizont zu versetzen. Die kleine Sammlung dürfte nicht nur als solche willkommen sein, sondern Mütter und Kindergärtnerinnen wegleitend werden für die Art und Weise, wie sie Erlebtes und Ersonnenes den Ib. Kleinen zu bieten haben.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Geht die Mittelstandspolitik auch uns Frauen an ?

Aus dem über Mittelstandspolitik sprechenden Hefte von Dr. A. Hätenschwiler entnehmen wir folgende, auch von den Frauenkreisen, namentlich von den Müttern, zu beachtenden Worte:

„ Es handelt sich vor allem um das bedeutungsvolle Problem, ob und inwieweit das Handwerk sich gegenüber dem kapitalistischen Großunternehmen wird leistungs- und konkurrenzfähig erhalten können.

Bedeutungsvoll ist das Problem, welches seine tiefen Schatten auf das Wirtschaftsleben unserer Tage wirft. „Jede Auflösung eines alten Standes vermehrt die allgemeine Unsicherheit.“ (Hr. Traub.) Dies doppelt dann, wenn eine so wichtige Grundlage des Mittelstandes ins Wanken gerät, jenes Mittelstandes, ohne den es keinen allgemeinen Wohlstand des Volkes geben kann.

. Einem Gedanken möchte ich im Vorübergehen Ausdruck verleihen: daß es nämlich für die Zukunft des Mittelstandes von grundlegender Bedeutung ist, daß dem Handwerk und dem Kleinhandel auch die intelligenten Kräfte erhalten bleiben. Ich kann hier nur andeuten, was in dieser Beziehung bei der Berufswahl der Kinder von vielen Eltern gesündigt wird. „Jedesmal“, schrieb kürzlich J. Retourneur, „wenn unter dem mittleren Bürgertume, bei den zu Wohlstand gekommenen kleinen Meistern und kleinen Kaufleuten ein Nachkomme sich einstellt, so beginnt man das Handwerkszeug, das den Grundstein zur Wohlhabenheit gelegt hat, das bescheidene Kontor oder die eigenen und gewissenhaften Geschäfte mit

scheelen Augen zu betrachten und das erworbene kleine Kapital für die großen Zukunftspläne, die man für seinen Sprößling schmiedet, als nicht ausreichend anzusehen. Anstatt die Familientradition zu wahren, lenkt man die Aufmerksamkeit des Jünglings oder des jungen Mädchens auf die sogenannten freien Berufe hin, anstatt den Sohn im Rahmen der väterlichen Werkstatt an der Hand eines wirklich guten Unterrichtssystems groß zu ziehen, läßt man ihn gedankenlos und oberflächlich inmitten von Gesellen herumlaufen, deren Arbeiten er wohl zusieht, ohne jedoch das richtige Verständnis dafür zu haben, und das Resultat davon: der junge Mann verliert am Handwerk jede Lust und Liebe, die Werkstatt geht entweder in andere Hände über oder gar ein und es verschwindet auf diese Weise ein Herd der selbständigen Arbeit und Freiheit.“

Auf die Hebung des in den Händen des Mittelstandes liegenden Kleingewerbes eingehend, führt der Verfasser ein Postulat des Volksvereins zur Gewerbegesetzgebung an, das besagt: Wir erwarten vom Gesetzgeber, soweit tunlich, eine Beschränkung des Hausiererhandels und der Wandergewerbe.“

Der Verfasser fährt dann weiter: „... auch uns, der großen Masse der Konsumenten, fällt die Aufgabe zu, diese Stände in ihrem Ringen nach gesunderen Existenzbedingungen tatkräftig zu unterstützen. Wir Käufer dürfen nicht mehr so planlos nach dem Billigsten greifen, wir dürfen den kleinen Handwerker nicht durch unpünktliche Begleichung seiner Rechnungen schädigen, wir dürfen unsere Gewerbetreibenden nicht durch Submissionsverfahren (Form einer Arbeitsvergebung, die in der Regel das billigste Angebot berücksichtigt und somit auf die Arbeitslöhne drückt und zu schlechter Arbeit verführt), zu einem unsinnigen Unterbieten veranlassen, wir dürfen nicht den Ramschbazar gegenüber dem soliden Ladengeschäft bevorzugen und dürfen nicht mehr unsere Waren abends in der letzten Minute einkaufen und nicht mehr Bestellungen aufgeben, die Ueberarbeitszeit oder Sonntagsarbeit erfordern.

„... Da müssen wir uns unserer sozialen Käuferpflichten bewußt werden. Da gilt es, das soziale Gewissen und Pflichtbewußtsein aufzurütteln“

Welch eminente, fördernde Unterstützung könnten diesen Anregungen durch die Frauen, die ein so großes Kontingent der Konsumenten ausmachen, zugewendet werden, wenn sie alle den großen sozialen Gedanken erfassen und durchführen würden. Auch für sie ist das vom Verfasser der vorliegenden Schrift angeführte schöne Wort Dr. Feigenwinters gesprochen: „Für uns ist die Volkswirtschaft die Kunst, in den wirtschaftlichen Verkehr diejenige Gerechtigkeit zu bringen, die sich aus den Grundsätzen einer ewigen unabänderlichen Moral für alle Stände von selbst ergibt.“

Insertions-Preise:

25 Cfs. per Nonpareille-Zeile;
bei unveränderter Wieder-
holung 20 Cfs.

Inserate

Bei grössern Aufträgen
und mehreren Wiederholungen
Extra-Rabatt. Stellengesuche
20 Cfs. Reklamen 1 Fr.

Im Verlag von Räder & Cie. in Luzern ist erschienen:

Im Sonnenschein

Ausgewählte Skizzen von M. Schnyder, Feuilleton-Redakteur.
405 Seiten, In Original-Einband Fr. 5.—

Genève. Famille catholique habitant une villa à $\frac{1}{4}$ d'heure de la ville, prendrait en pension jeunes filles désirant se perfectionner dans la langue française ou l'apprendre. — Les leçons sont données à la maison par institutrice diplômée. — Bon air, vue splendide sur les Alpes. S'adresser à Mlle. Gmelin, villa „les Pervenches“, Thônex, Genève.

Références: Monsieur l'Abbé Carry, Vicaire Général, rue des Granges 13, Genève; Monsieur l'Abbé Blanchard, Chapelain de la Colonie allemande, rue Calvin 5, Genève; Melle. de Butzow, Présidente de l'Oeuvre catholique Internationale de Protection de la jeune Fille, Place Taconnerie 7, Genève; la Directrice du Bureau de la Protection, 3 rue des Granges, Genève.

Privat-Pension Meyer

in Oberägeri, Ct. Zug. H 2444 Lz

800 M. ü. M. Ruhiges Familienleben, gute bürgerliche Küche, schöne hohe Zimmer, einfach freundl. Bedienung. Pensionspreis für 4 Mahlzeiten und Zimmer Fr. 3.80—4.30 per Tag. Um nähere Auskunft und Prospekte wende man sich an die sich höfl. empfehlenden Eigentümer Meyer & Cie.

Richter's Ankersteinbaukasten

ein Idealspiel für Kinder jeden Alters
ist zu beziehen durch

Räder & Cie., Luzern

**Geröstetes
Weizenmehl**

von Wildegg
Marke „Pfahlbauer“
ist unerreicht
in Qualität!

Junge Tochter, aus guter Familie, Französin, sucht leichte Stelle zur Beaufsichtigung von Kindern. Lohn wird nicht verlangt, dagegen gute familiäre Behandlung und Gelegenheit zur Erlernung der deutschen Sprache. Eintritt im September oder Oktober. Auskunft erteilt

Institut St. Marie, Orsonnens,
Ct. de Fribourg.

Das Liebesmahl des Herrn,

von Jesuitenpater T. Soengen, mit 42 ausführlich. Kommunion-andachten, besonders empfohlen auf dem Eucharistischen Kongress in Köln, erlebte in $1\frac{1}{2}$ Jahren 8 große Auflagen, ein Zeichen, daß es wirklich ein ganz vorzügliches u. gediegenes Betcht- und Kommunionbuch ist. Es kostet in Feindruckausgabe geb. Frs. 2.25, 2.85, 3.75 und teurer, in Grobdruckausgabe geb. Frs. 2.50, 4.15, 5.00 und teurer und ist in allen Buchhandlungen erhältlich.

Verlag Butzon & Bercker,
Kevelaer Rh.

Haushaltungsbücher

zum Einschreiben der
täglichen Ausgaben

Sehr praktisch!

Zu haben bei

Räder & Cie., Luzern.
Buchhandlung.

Schwächliche Kinder

die leicht zu Verdauungsstörungen geneigt sind, sollten anstatt mit Kuhmilch, mit dem vorzüglichen, seit 30 Jahren bewährten Kindermehl **Galactina** ernährt werden. Im Gegensatz zur Kuhmilch ist die **Galactina** von stets gleicher Beschaffenheit; ihre Zubereitung ist eine höchst einfache. Sie wird leicht verdaut und verhütet Erbrechen u. Diarrhöe. Sie gibt den Kindern Lebenskraft und Gesundheit und wird daher von ersten medizinischen Autoritäten als die beste Nahrung für Säuglinge und Kinder zarten Alters empfohlen.

Die Büchse Fr. 1.30. Ueberall käuflich.

FILZ — in allen Farben und Qualitäten für Handarbeiten, Decken, Unterlagen, Jupons, Teppiche etc. empfiehlt **Filzfabrik Wil** (Kt. St. Gallen) Muster auf Verlangen gratis und franko. H 4489 G



Hübsche und billige

Papeterien

sind zu haben bei

Räber & Cie.,
Luzern

Couverts mit Firma

liefern

Räber & Cie., Luzern

Verlag von Räber & Cie.,

Buchdruckerei, Buch- und Kunsthandlung, Luzern.

„Hundert wildi Schok“

vom Ziböry

broschiert Fr. 2.—, gebunden Fr. 3.—

Schönstes Festgeschenk:
Professor A. Meyenberg

Wartburgfahrten

Wanderbücher
aus Innen- und Aussenwelt.

456 Seiten. Illustriert. Farbige Titelbild.

Geb. in Prachtband Fr. 7.90, Mk. 6.50.

Schönheitspflege

der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

ist nicht als Eitelkeit aufzufassen, sondern als ernste Pflicht, als ein Gebot der Achtung vor dem Werke Gottes.

Wenn Ihnen daran liegt, Sommersprossen, Runzeln und Falten, Teintfehler u. s. w. zu beseitigen, Schönheit und Jugendfrische bis ins hohe Alter zu erhalten und sich damit eine Quelle ständigen Glückes zu verschaffen, so wenden Sie

meine natürliche Schönheitspflege an, die auch sicher hält, was sie verspricht.



Haben Sie Vertrauen zu nachstehenden Präparaten zur Selbstbehandlung, der Erfolg ist in jedem Falle sicher, wofür ich Ihnen garantiere.

In 10—14 Tagen erlangen Sie bei Anwendung des Mittels „Venus“ einen blendend reinen, jugendfrischen Teint. — Durch stete Erneuerung der Oberhaut (*Epidermis*) entsteht unmerklich eine neue Haut. Die alte Haut ist dann verschwunden und mit ihr alle Teintfehler wie Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Flecken, Runzeln, Krähenfüsse etc. Wiederkommen unmöglich.

Ihr Teint!

Diesem Mittel wird gratis die Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege“ beigelegt.

Ihr Haar!

Wenn Ihnen an der Erlangung schöner Haare, an der Erhaltung derselben gelegen ist, dann wenden Sie meine natürliche Haarpflegemethode „Lorelei“ an, die Ihnen schnell und mühelos zu prächtigem üppigem Haar von seidiger Weichheit und duftiger Fülle verhilft, ohne zu schaden. Unentbehrlich gegen Schuppen, Haarausfall, Kopfsucken etc.

Ihre Formen!

Zur natürlichen Vergrößerung und Festigung der Büste ist „Juno“ ein sicheres zuverlässiges, schnell wirkendes Mittel. Aeusserliche Anwendung. Einmalige Anschaffung genügt.

Ihre Augen!

Durch zielbewusste, vernünftige Behandlung lassen sich die Augen zu vollkommener Schönheit entwickeln. Mit „Bellona“, einem vegetabilischen, absolut unschädlichen Präparat wird schon vom ersten Tage ab die Ausdrucksfähigkeit der Augen und deren Glanz erhöht. Der Blick wird frei und offen, das Auge lebhaft. Gedunsenheit und Röte der Lider schwinden, die Wimpern und Brauen werden lang, seidig und schön geschwungen.

Versand diskret (versiegelt, ohne Angabe der Firma und des Inhaltes) gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Briefmarken).
Adresse: **Frau H. D. Schenke, Zürich, Bahnhofstrasse 37 II.**

Verlag von Räber & Cie.,

Buchdruckerei, Buch- und Kunsthandlung, **Luzern.**

In unserem Verlage erschien in vierter Auflage:

Ob wir Ihn finden?

Gedankenwanderungen durch Grosswelt und Kleinwelt,
Innenwelt und Aussenwelt von **H. Meyenberg.**
216 Seiten. Preis broschiert Fr. 1.75, in Geschenkband Fr. 3.—